

Der Spuk von Oberwiesen [Fortsetzung]

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **38 (1934-1935)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665215>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXVIII. Jahrgang

Zürich, 15. Januar 1935

Heft 8

Blaue Schatten im Schnee.

Die Sonne strahlt ... Von jedem Strauch und Zaun
Im Schneefeld die weichen Schatten blau'n.

An diesem Tag, so leuchtend klar und mild,
Ward jedem Ding ein blaues Spiegelbild,

Das ganz aus Aetherduft gewoben scheint,
Und innig Traum mit Wirklichkeit vereint.

Wir wandern andachtstill, ins Schau'n versunken,
Die Augen von verklärter Schönheit trunken.

In diesem überhellen, seligen Licht
Empfinden wir des Leibes Schwere nicht.

Was blieb von uns? Im kühlen Weiß der Flur
Ein hingehauchter, blauer Schatten nur!

Heinrich Anacker.

Der Spuk von Oberwiesen.

Von Ernst Eschmann.

(Fortsetzung.)

Ganz voll noch des Abenteuers, das sie eben erlebt, hatten sie alle Lust verloren, länger in der Nacht herumzuschwärmen. Von Chueris Totenkopf in den Bann geschlagen und offen für jegliche Zauber und Geheimnisse betreten sie die rauchige Stube des „Goldenen Sternens“ und beschäftigten sich mit ihrem so seltsam verlaufenen Besuch im Girenmoos. Die Zasser horchten auf, und alsobald bildete sich ein großer, aufmerksamer Kreis um die Burschen, die noch immer aufgeregt erzählten, was ihnen bis in die Knochen gegangen.

Je mehr die Nachtbuben berichteten, bemächtigte sich des Schuppenhans eine um so tiefer gehende Enttäuschung. Der Bodejokob und der Gökler-Ruedi lachten ihn aus: „Du hast versprochen, du wollest uns Chueris Sprüche bringen. Nun sind dir die Jungen zuvorgekommen.“

Der Schuppenhans schwieg. Er erinnerte sich des kläglichen Endes, den sein Versuch im Girenmoos genommen. Wenn nur die Wirtin

keine Silbe von allem verlauten ließ! Er saß wie auf Kohlen und gab sich alle Mühe, das Gespräch von der fatalen Angelegenheit abzulenken. Immer wieder kam ein anderer auf den Chueri zurück. Die Karten blieben liegen. Wenn ihm in dieser Nacht die Ohren nicht gelaütet haben, war's um alle Zeichen geschehen.

„Drei Bücher, sagt Ihr, hat er vor sich gehabt?“ fragte der Bodejokob den Gökli-Hans.

„Drei Bücher und drei Kerzen, und er hat sie unaufhörlich umhergetragen wie der Pfister in der Kirche.“

„Was mochten das für Bücher gewesen sein?“

Bis jetzt hatte sich einer an der lauten Unterhaltung nicht beteiligt, der am ehesten hätte Auskunft geben können.

Der Ofeli hatte vor ein paar Tagen seinen 85. Geburtstag gefeiert. Er war ein unscheinbares, zusammengeschrumpftes Männlein mit einem dünnen und weißen Backen- und Spitzbärtlein. Auf der Schädeldecke saß kein Härlein

mehr. Darum trug er stets ein schwarzes, bunt besticktes Käpplein. Seine Tochter, „mein kleines Trudeli“, wie er sie stets noch nannte, ob schon sie inzwischen eine kugelige Matrone von 65 Jahren geworden, hatte es ihm geschenkt, daß ihm die Zugluft nicht schade. Dieser Djeli hatte ein reiches und kurzweiliges Leben hinter sich, war aber immer noch nicht gewillt, von der großen Bühne der Welt abzutreten. Jetzt war sie freilich etwas enger geworden. Er, der in den besten Jahren weit draußen sich herumgeschlagen und unter mancher Länderflagge gearbeitet hatte, war nun zufrieden, in der Ruhe seines Heimatdörfchens einen stillen Abend zu genießen. Damit er ihm jedoch nicht zu gemächlich verstrich, setzte er sich gerne am Samstagabend zu einem Schöpplein in den „Goldenen Sternen“. Denn hier hörte er, was die vergangene Woche an Ereignissen gebracht. Nur ab und zu warf er ein Wort dazwischen. Eben jetzt schien ihm die Gelegenheit gekommen zu sein, denn eine frühe Jugenderinnerung stieg in ihm auf. Seine Mutter hatte ihm viel vom Gummer-Anneli erzählt. Es habe bei Krankheiten manch guten Rat gewußt und vielen geholfen. Seine Weisheit habe es aus einem mächtigen Kräuterbuch geschöpft, das es einmal einem fahrenden Händler um teures Geld abgekauft hatte.

„Ich wette, dieses Buch hat jetzt der Chueri erwischt,“ rief der Göki-Hans aus.

„Wie fein still hat er darüber geschwiegen!“ bemerkte der Schuppenhans.

„Von Rechts wegen würd's eigentlich jetzt dem Zöbeli gehören, der das Girenmoos gekauft hat,“ warf einer dazwischen, und ein anderer meinte: „Das Doktorbuch wird nicht das einzige gewesen sein, das ihm in die Hände gefallen ist.“

„Das Gummer-Anneli hat allerlei gekonnt,“ erzählte jetzt der Djeli. „Es sagte jedem, an welchem Tage er die Haare schneiden lassen müsse, unter welchem Sterne er geboren und auf was für Nummern man in der Lotterie setzen müsse.“

„Und hat es zugetroffen?“

„Nicht immer! Aber einmal, da hat der Bauer im Langacker, der Gusli-Andres, hundert Dublonen gewonnen.“

Wenn der Chueri auch dieses Buch gefunden hätte, das solche Geheimnisse barg!

Schon die Möglichkeit, daß es der Fall sein könnte, versetzte die Oberwiesener in Aufregung.

Sie kratzten sich in den Haaren. Ein jeder erwog im stillen, daß auch er diesen Schick hätte machen können. Aber eben! Seit Jahr und Tag hütete der Fockli-Peter das Girenmoos, und niemand hatte sich mehr getraut, die Hütte zu betreten.

Ohne daß Chueri merkte, was mit ihm geschah, wuchs er in Oberwiesen zu einer Respektsperson heran. Er ward in ein Netz von bunten Zauberfäden eingesponnen, und immer mehr traute man ihm Kräfte zu, die über die Grenzen des Natürlichen hinausgingen.

Ob Chueri im Lauf der Wochen und Monate dessen nicht doch gewahr wurde? Niemand merkte ihm etwas an. Wenn er bis jetzt nie zu den Lauten gehört hatte, verstummte er immer mehr. Machte ihm jedoch einmal einer eine Anspielung auf seine Schätze, huschte ein feines Lächeln über sein Antlitz, und er stellte nicht in Abrede, daß er manche Künste verstehe.

Im stillen begann man ihn zu fürchten und hätte ihn eigentlich am liebsten aus der Gemeinde fortgehakt. Es gab solche, die unaufhörlich am Zöbeli trieben, er solle das Girenmoos schließen. Andere aber beschworen den Gubelbauer, dem Chueri auf keinen Fall einen Streich zu spielen. Er habe die Gewalt, in jedes Haus einen Breiten zu hegen, dann könne man lange warten, bis der Zauber gebrochen sei.

So schwankten die Meinungen. Es war ein stiller Kampf. Indessen ging Chueri seines Weges und tat niemandem etwas zuleide. Er war mit allen freundlich und sorgte dafür, daß man überall, wo er einkehrte, mit ihm zufrieden war.

Die Strenge des Winters war gebrochen. Die Sonne schien, und ihre Strahlen machten der weißen Decke des Schnees geschäftig den Garaus. Da und dort an südlichen Halden guckte schon wieder der grüne Boden hervor, die ap'ren Flecke dehnten sich aus, und von den Hängen begannen die Bächlein zu rinnen. Es war ein freundliches Gurgeln und Singen und Klingen. Das Lied des Frühlings grüßte Oberwiesen.

Niemand im ganzen Dorf mochte dessen so froh sein wie Chueri im Girenmoos. Es dünkte ihn, die ewige Stubenluft habe sich in seinen Lungen festgesetzt.

Sein Weizen begann zu blühen. Denn nun hatte er Gelegenheit, den Beruf auszuüben, dem er noch jedes Jahr eifrig obgelegen. In mancher

Gemeinde war er als Mauerer angestellt gewesen. Er hatte hier viel Erfahrung gesammelt und hoffte, sich dieser auch in Oberwiesen zu erfreuen. Es bestand kein Zweifel, die kleinen, mühlenden Störefriede fanden den Weg auch hierher. Bereits wurden in den Matten hohe Erdhäuflein gestoßen. Die Maulwürfe hatten ihren Einzug gehalten. Wenn Chueri ins Dorf ging, nahm er gerne eine Abkürzung quer durch die Wiesen. Er setzte tüchtig die Absätze in den Boden, sank bald hier, bald dort ein und wußte: jetzt gab's wieder Arbeit in Hülle und Fülle.

Eines Tages hielt er eine kurze Unterredung mit Zöbeli auf dem Gubel. Chueris Wunsch ging in Erfüllung. Er wurde zum Mauerer der Gemeinde bestellt und war nun eifrig unterwegs, von einem Heimwesen zum andern. In einer umgehängten, kleinen Holztruhe trug er das nötige Gerät mit, Ruten, Fallen und Stecheisen, mit denen er in die Erde grub und Rasenstücke aushob, um den „Lauf“, den unterirdischen Gang der Wühler, irgendwo zu unterbrechen. Hier fuhr er mit der Falle ein, deren zwei Vorderhaken er mit besonderm Geschick so mit einem dünnen Ringlein auseinander spannte, daß sie zusammenschnellten, sobald die Maus es mit ihrer spitzen Nase berührte. Zum Zeichen aber, daß er immer wußte, wo er eine Falle gelegt, steckte er ein Rüttlein in die Erde, dergestalt, daß es zugleich anzeigte, wenn ein Opfer zwischen den dicken Drähten zappelte. Da er zu seiner Arbeit viel auf den Anien herumrutschte, schützte er sie mit gutem Leder. So stapfte er über die feuchten Matten und hatte tagsüber genug zu tun, den Fallen nachzugehen, sie zu überprüfen, wieder mitzunehmen oder neue einzusetzen. Es machte ihm immer eine große Freude, schon von weitem zu erraten, wo er einen guten Fang getan. Er hatte Glück. In den ersten Frühlingstagen brachte er ein ganzes Heer von Feldmäusen zur Strecke. Die Bauern rechneten den Schaden aus, wenn diese den Sommer über ihr Wesen getrieben und ihre Jungen in die verborgenen Nester gelegt hätten.

So gründlich war noch keiner, der auf den Oberwieser Matten „gemaust“.

„Weiß der Ruckuck, wie er die Tiere erwischt,“ sagten die Bauern.

„Das weiß ich schon,“ behauptete der Chlesel, der ihm einmal zugeschaut, ohne daß ihn Chueri bemerkt hatte. „Er hext sie in die Falle. Er verhext auch uns, alle, mit denen er in Berührung kommt.“

Laut auf lachte der Zöbeli. „Du bist nicht gescheit.“

Wie die Oberwieser nun sahen, mit welchem Erfolg er am Werke war, sahen sie gerne, wenn er auf ihre Gemarkung einbog. Sie sprächelten mit ihm und luden ihn auch oft in die Stube zu einem Glase Most. Er sagte nicht nein, nahm aber nur kleine Schlicke und hatte bald genug. Im Geheimen schaute er sich in den Winkeln um und hatte es darauf abgesehen, den Bauern ein bißchen auf den Zahn zu fühlen. Sie rüdten gar bald mit manchen Rummernissen und Argerlichkeiten heraus, und da sie sahen, daß Chueri ihnen aufmerksam zuhörte, schlossen sie um so leichter die Kammern ihres Herzens auf.

Auch mit den Frauen und Mädchen verstand er sich trefflich. Er gab ihnen manchen guten Rat für Küche und Haus. Es zeigte sich, wie viel er verstand und was er schon alles in der Welt gelernt hatte.

Wenn sie aber anfangen vom Girenmoos zu reden und ihn aushorchen wollten, setzte er schleunigst seine Kappe auf und verzog sich auf einen andern Hof.

Mit offenen Augen durchquerte er die Matten. Er hatte bald heraus, wo die besten Gräslein wuchsen und wie der Boden eines jeglichen Heimwesens beschaffen war. In feuchter Erde war es ein leidiges Werken. Da sah er aus wie die Grubenstecher, die tiefe Schächte zogen und Röhren legten, um Wasser zu sammeln und überflüssiges in künstliche Kanäle abzulenken.

Daneben genoß er den sonnigen, warmen Frühling. Eine herrliche Schau hatte er vom Rohrhof. Denn von hier aus schweifte sein Blick über alle Dächer von Oberwiesen. Am meisten fielen die roten Ziegel vom Zelgli auf. Der Bodenjokob hatte sein Haus, als er sein junges Weib genommen, neu decken lassen. Er hatte es nicht ungestraft getan und manches zu hören bekommen deswegen. Als es gar ruchbar wurde, daß es manchmal recht laut zugehe am Brunnen und im Stall und die junge Frau hüfte und hotte wie ein aufslüpfisches Kavalleriepferd, hatte ihm einmal einer die schlimme Bemerkung gemacht: „Ist Feuer im Dach, daß die Ziegel so rot sind im Zelgli?“

Der Bodenjokob wischte sich die Nase und hatte keine Freude mehr an seiner roten Scheune.

Andere Heimwesen verschwanden ganz hinter den Kronen des dichten Obstwaldes. Freilich,

jetzt ging es noch an. Das Laub quoll erst aus den Knospen. Aber in zwei, drei Wochen, da mußte man sehen, wie üppig die Bäume gediehen.

Und erst, wenn sie zu blühen begannen!

Was mußte das in Oberwiesen für eine Pracht sein! Die Haslen, der Gubel, der Stock, der Bifang und der Schwalbenboden ein Garten, ein Blüentraum! Wenn dann die Sonne noch schien und der Himmel blau war, wandelte sich die Gemeinde zum Paradies.

Und doch! Nein! Oberwiesen war in den lachendsten Zeiten nie ein Paradies.

Ja, wenn die Menschen nicht gewesen wären. Chueri hatte es bald herausgehabt.

Es war auch keine sonderlich gesunde Gegend. Mancherlei Gebrechen gingen um. Bald lag in diesem Hofe jemand zu Bett, dann wieder in einem andern. Da der Doktor aber aus dem Nachbar-dorfe geholt werden mußte, ließ man den Dingen den Lauf und kurierte sich am liebsten selber.

Der Chueri übte just sein Handwerk auf dem Bifang. Er bückte sich und stocherte im lockern Boden. Da trat der Bollen-Mecheli zu ihm.

„Grüß Gott und wie geht's?“ fragte ihn der Muser.

Der Bauer schüttelte bedenklich den Kopf.

„Wo fehlt's?“

„Meine Frau!“

„Was ist mit ihr?“

„Nun grochset sie mir schon bald den ganzen Winter. Es will keinen Weg gehen. Jetzt beginnt dann das strenge Werk. Sie kann nicht anpacken. Mit fremden Leuten hat's heute der Ruckuck gesehen, und ein Heidengeld kostet's obendrein. Wohl, wohl! Das wird einen schönen Sommer absehen!“ Der Mecheli tat einen tiefen Seufzer.

„So schlimm wird's nicht sein,“ tröstete der Chueri. „Dürfte ich Euere Frau einmal sehen?“

Der Bauer führte ihn in die Stube.

Die Kranke saß wie ein Häuflein Elend hinter dem Tisch. Bläß und hager sah sie aus. Sie hielt einen Strickstrumpf in der Hand und mochte kaum die Finger rühren. Als die Türe ging, schaute sie auf und blinzelte mit den Augen.

Da bring ich dir den Muser Chueri, Frau,“ sagte der Bollen-Mecheli. „Er will sehen, wie es dir geht.“

„Ach Gott, rainab!“ klagte sie. „Ich kann bald nicht mehr.“

Chueri ging auf sie zu und streckte ihr die Hand. Dann schaute er ihr lange in die Augen und schien allerlei Überlegungen zu machen. Auf einmal ging etwas wie ein Sonnenschein über sein Gesicht. „Gute Frau! So schlimm ist das nicht,“ sagte er. „Wollt Ihr tun, was ich Euch verschreibe?“

O, sie wollte alles tun, wenn man ihr versprach, daß sie wieder gesund wurde.

Auch dem Bollen-Mecheli wurde leichter. Er rückte Chueri näher.

„Morgen, wenn ich wieder die Fallen nachsehe, bring ich noch ein feines Trunklein. Davon nehmt Ihr alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll in den drei höchsten Namen! Habt Ihr's gehört. In den drei höchsten Namen, sonst hilft es nicht. Und wenn die Sonne heut' Nachmittag zum Vorschein kommt, sitzt Ihr aufs Bänklein vors Haus und laßt Euch recht tüchtig anscheinen. Fürs erste legt Ihr die Arbeit beiseite. In ein paar Tagen, in einer Woche oder zwei, wenn Ihr kräftiger seid, dürft Ihr wieder zu stricken anfangen, und auf den Heuet seid Ihr ganz auf den Beinen und lustig wie der Fisch im Wasser.“

Die Bifangbäuerin war überglücklich.

„Hör, hör auch, Lisbeth, was Dir der Muser prophezeit. Das wär freilich ein Fest, wenn du wieder so weit kämest.“

„Die Kur gelingt Euch nur dann, wenn Ihr aufs Wort befolgt, was ich Euch sage!“ Jetzt wandte sich Chueri mehr dem Bollen-Mecheli zu. „Es ist nicht der erste kalte Brand, den ich ausgetrieben habe. Euere Frau braucht Ruhe, mehr Ruhe, als sie bis jetzt gehabt hat. Ich weiß Euch ein Knechtlein, das hat die Arbeit gut in den Fingern und kommt voran. Er ist auch sonst ein Sackerdie. Was er angreift, gelingt ihm. Einmal hat er ein Glückspäcklein gefunden. Das macht, daß er auch selber ein Glückspilz ist. So lang Ihr nun dieses Knechtlein im Dienst habt, werdet Ihr Euch nicht zu beklagen brauchen. Im Gegenteil. In allen Dingen spürt Ihr das Päcklein. Aber wenn Ihr eines Tages glaubt, Ihr könnt's wieder allein machen und schicket das Knechtlein fort, mögt Ihr gewärtigen, was geschieht. Ich meinesteils will nicht Schuld sein, wenn Euere Frau wieder zu klagen anfängt.“

Dem Bollen-Mecheli paßte die Sache nur halb. Ein Knechtlein einstellen, das kostete Geld.

Du Knicker, du Kacker! dachte der Chueri. Dich hab ich am rechten Zipfel erwischt. Du hast Deine Frau zur Arbeit gezwungen, bis sie zusammengebrochen ist. Und ich weiß, du hast ihr nie ein Freudlein gegönnt. Ganz Oberwiesen kennt dich.

„Macht jetzt, was Ihr wollt,“ sprach er dem Bauer zu. „Ich rate Euch gut. Aber jetzt ist's höchste Zeit, daß ich weiter gehe. Ich sollte ja schon längst im Schwalbenboden drüben sein.“ Er streckte der Kranken noch einmal die Hand und hielt sie lange fest. „Was wollen wir wetten?“ scherzte er, „an der Kirchweih tanzen wir zusammen eine Runde im ‚Goldenen Sternen‘.“

Die Lisbeth taute auf. Wahrhaftig, es kam ihr vor, als fühlte sie sich jetzt schon leichter. Es war doch ein großes Glück, daß der Chueri in den Bifang gekommen war.

Der Böllen-Uecheli geleitete ihn hinaus. Das Knechtlein schwirrte ihm unaufhörlich durch den Kopf wie eine störrische Hummel. Er kratzte sich in den Haaren und überlegte und rechnete. Wenn er aber alles zusammenzählte und die Hülfe so schaffig war, wie's ihm angepriesen, wär's vielleicht doch das Gescheiteste, er würde es einmal wagen für ein paar Wochen; er hatte dann bald heraus, wie es der Chueri mit ihm gemeint.

„Also, morgen kommt Ihr wieder?“ fragte der Bauer.

„Zu den Mäusen und zu Euerer Lisbeth,“ lachte der Chueri und verzog sich dem Dorfe zu.

Der Böllen-Uecheli schaute ihm eine Weile nach. „Da hätt ich freilich zwei Fliegen auf einen Schlag getroffen,“ überlegte er sich: die Mäuse sind fort, und die Lisbeth ist wieder auf die Beine gekommen.

Am Tag darauf war schönes Wetter. Ein blauer Himmel wölbte sich über Berg und Tal. Es war schon warm wie fast im Sommer. Die Lisbeth blieb nicht in der Stube. Kurz nachdem sie aufgestanden, nahm sie zwei Rissen und setzte sich vors Haus. Jetzt mußte halt die Magd einmal sehen, wie sie mit dem Haushalt fertig wurde. Die Rosa war gut zu gebrauchen. In der Küche wie im Garten und auf dem Feld arbeitete sie mit Verstand. Zum Ansehen war sie keine Augenweide. Aufgeschossen wie eine Bohnenstange mußte sie sich bücken, wenn sie über die Schwelle in die niedern Räume im Bifang trat. Sie hatte eine spitze, stechende Nase und Augen, die immer etwas sahen, das anders sein sollte. So war das Schimpfen zu ihrer

zweiten Natur geworden. Sie rieb sich rechtschaffen Tag für Tag mit ihren Meisterkleuten. Diese waren schon manchmal drauf und dran gewesen, ihr den Laufpaß zu geben. Aber wenn ihnen dann in den Sinn kam, was für flinke Arme die Rosa besaß und wie sie sonst immer zum Rechten schaute, verziehen sie ihr rabauziges Wesen und regten sich nicht weiter auf, wenn sie in der Küche mit Töpfen und Pfannen zu laut rumorte, um einen Arger aus sich herauszutoben.

Die Bäuerin hatte sich gut gebettet aufs Bänklein vors Haus. Drinnen hörte sie die Magd hantieren. Das ging wie geölt. Sie brauchte also keine Angst zu haben, daß etwas vernachlässigt oder verunschickt werde. Jetzt hantierte Rosa in den Kammern, dann rüstete sie Gemüse auf der Laube und ging an den Brunnen. Dann machte sie Feuer an und legte das Fleisch ins Wasser. Und jetzt ereignete sich etwas, was Lisbeth noch nie erlebt hatte, seitdem Rosa im Bifang im Dienst stand. Täuschte sie sich, oder war es wirklich so? Die Magd sang ein Liedlein und schien höchst vergnügt zu sein.

Nun, ihr, Lisbeth, war es recht. So durfte sie sich gründlich auskurieren. In ein paar Tagen kam das Knechtlein. Der Uecheli, ihr Mann, hatte sich dazu entschlossen, wenn es ihn auch eine Überwindung gekostet hatte. Und wiederum waren ihr große Lasten von den Schultern genommen.

Wie sie nun alles das so erwog und die Rosa aus der Küche singen hörte, die gute Luft ihr angenehm entgegenströmte und die Sonne über die Hofstatt tanzte, war ihr, als fühlte sie sich schon wesentlich besser. Der Maufer Chueri war ein Teufelskerl! Wie er sie angeschaut und ihr die Hand gegeben hatte! Und das Lächeln, mit dem er auf sie zugekommen! Fast wie ein Wunder war's gewesen. Von Stund an hatte sie etwas Erleichterung gespürt. Und heute kam er wieder und brachte ihr ein Trünklein! Wie lange mußte sie wohl noch warten, bis er da war? Sie schaute ins Dorf hinunter und ließ das Weglein nicht aus den Augen, auf dem er daherkommen mußte.

Ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Erst gegen elf Uhr rückte er an. Er hatte so viel zu tun. Er winkte ihr schon von weitem. Die Lisbeth richtete sich auf. Der Böllen-Uecheli kam aus dem Stall. Sie standen alle vor dem Haus.

„Und wie geht's?“

„Es taget,“ lachte die Bäuerin den Mauser an. „Ich spür's, Ihr stellt mich wieder auf die Beine.“

„Das hab ich gleich gewußt,“ meinte der Chueri. „Und da habt Ihr die versprochene Medizin!“ Er zog ein Fläschchen von angemessenem Umfang aus der Tasche, schüttelte es und überreichte es der Kranken. Eine dunkle, trübe Brühe gurgelte darin. „Nehmt sie, wie ich's Euch gestern gesagt, immer unter den drei höchsten Namen.“

Lisbeth lächelte, noch etwas müd. Aber sie hatte Zuversicht. „Ich danke Euch,“ sagte sie. „Ich will Euch gerne aufs Wort gehorchen.“

„Aber jetzt kommen die Mäuse an die Reihe,“ hastete Chueri, gab der Kranken die Hand, drückte sie fest und verzog sich in die Wiesen.

Das gute Wetter hielt an.

Ein paar Tage darauf brachte Chueri das Knechtlein. Es war ein drolliges Männchen, mit einem schwerfällig humpelnden Gang und einem kleinen Höcker. Der mächtige Kopf, von einem breitrandigen, uralten Filz beschattet, war sozusagen ohne Hals auf die breiten Schultern gesetzt.

„Da bring ich Euch den Stizli,“ bemerkte Chueri. „Er wird Euch im Bisfang etwas helfen.“

Der Böllen-Mecheli verzog sein Gesicht. Mit diesem wunderlichen Wicht soll ich haufen! Wohl, wohl, das wird ein schönes Werk abgeben.

Auch bei Lisbeth regten sich Bedenken. Sie streckte aber freundlich dem klobigen Rauz die Hand und hieß ihn auf dem Bisfang willkommen.

Sein Bündelchen war nicht groß. Es bestand aus einem kugeligen Paket, dessen graues Papier bereits einige Risse aufwies. Eine geflickte Weste und ein ungewaschener Papierkragen guckten heraus.

„Eigentlich heißt er Sigmund Wartenweiler. Aber alle Welt nennt ihn nur: den Stizli! Er selber hat nichts dagegen und freut sich, wenn er wieder für ein Weilchen irgendwo unterkommt. Er ist mit einem kleinen Löhnlein zufrieden und läßt sich bei seiner Arbeit ordentlich Zeit. Aber, Ihr werdet hier oben auch nicht so z' „strütten“ haben,“ apostrophierte der Mauser den Bisfang-Bauern.

Der Böllen-Mecheli faßte sich. „Es wird schon gehen,“ bemerkte er. Nun rief er der Rosa.

Sie führte das neue Knechtlein in die Kammer, und als er seine kleine Habe abgelegt, tißte sie ihm in der Stube einen kurzen Imbiß auf, etwas Käse und Brot und ein Glas Most.

„Und jetzt greift tüchtig zu,“ sagte die lange Rosa, als ob sie die Bäuerin wäre.

Der Stizli tat etwas unbeholfen. Er sagte etwas, aber drehte und verdrehte die schönen Laute seiner Muttersprache dermaßen zwischen Zunge und Zähnen, daß sie ganz verstümmelt zum Vorschein kamen und die Magd mit dem besten Willen nicht klug wurde, was er zusammengewelscht hatte.

Gleich darauf holte ihn der Böllen-Mecheli in den Stall hinüber. Er schaute den Stizli etwas von der Seite an. Ob er das Glückspäcklein wohl bei sich trug? Das sollte ein Glückspilz sein! Er schüttelte den Kopf. So ein Hudelmännchen, das über seine eigenen Füße stolpert. Nun, die Zeit wird lehren!

Sie brachte dem Böllen-Mecheli manche Überraschung. Es schien seine Richtigkeit zu haben, was ihm der Chueri versprochen. Alles, was der Stizli in die Hand nahm, so ungeschickt er's auch tat, geriet. Im Stall stand eine Kalberkuh, der Böllen-Mecheli hatte Sorge, daß der Wurf nicht gelang. Dann hatte er einen großen Schaden. Vielleicht mußte er den „Fled“ in die Mehlg geben. Das wäre verflucht.

(Fortsetzung folgt.)

Heimatliebe.

O Heimatliebe, Heimatlust,
 Du Born der Sehnsucht unergründet,
 Du frommer Strahl, in jeder Brust
 Vom Himmel selber angezündet!
 Gefühl, das wie der Tod so stark,
 Uns eingesenkt ward bis ins Mark,
 Das uns das Tal, wo wir geboren,
 Mit tausendfarbigem Schimmer schmückt,
 Und wär's im Steppensand verloren,
 Und wär's vom ew'gen Schnee bedrückt!

Emanuel Geibel.